

denen man sich durch Geldverleih befreien könnte (D. Suhr). Gegenwärtig bewirkt das Zinsniveau, daß diejenigen Unternehmen unterbleiben, die nicht die Rentabilität des Geldes erreichen. Auch die als solche immer prozyklische Geldschöpfungsmöglichkeit der Geschäftsbanken, die von der Notenbank nicht genau gesteuert werden kann („schlotternder Zusammenhang“, 99; 109), gehört wohl zu den noch zu wenig beachteten Störenfriedern für die Wirtschaft (R. Gocht). P. KNAUER S. J.

PFORDTEN, DIETMAR VON DER, *Deskription, Evaluation, Präskription*. Trialismus und Trifunktionalismus als sprachliche Grundlagen von Ethik und Recht (Schriften zur Rechtstheorie Heft 155). Berlin: Duncker & Humblot 1993. 474 S.

Der Anlaß zur Doktorarbeit von der Pfordtens (P.) entspringt der Unzufriedenheit über den Umgang mit dem Sein-Sollens-Dualismus. Für P. sind bislang nur unzureichende Antworten auf dieses Problem des Sein-Sollens-Verhältnisses erteilt worden. Sie führten entweder zu einem Monismus oder einem Dualismus als „Lösung“ und vermochten somit entweder der Vielfalt menschlicher Vollzüge nicht gerecht zu werden oder spalteten die Wirklichkeit und machten die Einheit menschlichen Lebens nicht mehr begreiflich. Die Annahme eines völlig (von der Behauptungssprache, der „Deskription“) unabhängigen Reiches der praktischen Sprache lasse sich ebensowenig durchhalten (90f.) wie die naturalistische Einebnung der praktischen Sprache („Präskription“).

P. fragt nun, ob sich nicht ein drittes Element oder ein dritter Vollzug neben und zusätzlich zu Sein und Sollen finden lasse, dessen Berücksichtigung menschlichem Leben gerechter werde als die beiden anderen Vollzüge, Sein und Sollen, allein und welcher beide entlaste und neuen wechselseitigen Zuordnungen zugänglicher mache. So führt P. das „Werten“, beziehungsweise die „Evaluation“ als dritte Größe ein. Sprechen geschehe in drei fundamentalen Funktionen, nämlich der Deskription, der Evaluation und der Präskription, welche im einzelnen hic et nunc geschehenden Sprechakt selbstverständlich nicht sämtlich zusammen und auch verschiedenen gewichtet anzutreffen seien. Mit dieser These des Trifunktionalismus verbindet P. allerdings eine weitere, die des Trialismus (23), daß die grundlegende menschliche Kommunikationssituation in einem Dreieck von Sprecher, Hörer und objekthaften Gegebenheiten, oder anders ausgedrückt, in einer Triangel von Sender, Empfänger und Gegebenheiten (z. B. 161, 243) erfolge. P. nennt dies die trialistische Konstellation. Jedem „Eck“ dieser Beziehung ordnet P. die drei Funktionen von – in der Reihenfolge – Evaluation, Präskription und Deskription zu. Auf S. 446 wird P. von der referentiellen, pragmatischen und strukturalistischen Teilkomponente der Kommunikation jeder Bedeutungsgebung sprechen, oder er benennt diese drei Ecken, wiederum in der Reihenfolge: Werten, Wollen und Wissen, oder: Bewertung, Zweckbestimmung, Bedeutungsgebung (259). In der Geschichte rechtsphilosophischen Denkens und rechtlicher Praxis entdeckt P. den Trialismus: Interessenjurisprudenz (Vorrang der „Deskription“), Begriffsjurisprudenz (Betonung der „Präskription“) und der Wertungsjurisprudenz (Akzent auf der „Evaluation“).

Der Weg, den P. nun beschreitet, führt den Leser durch eine Vielzahl verschiedener Theoriegebäude, sowohl Rechtsphilosophien, als auch Metaethiken und Entwürfen der deontischen Logik und macht ihn nicht nur mit den groben Bauplänen dieser Theorien, sondern mit ihren Verästelungen, Revisionen und inneren wie äußeren Auseinandersetzungen bekannt. Bevor P. seinen eigenen Ansatz ausbreitet, hat der Leser die behutsame und doch kraftvolle gedankliche Arbeit mitverfolgt, welche P. zu dem Dreiecksverhältnis von Beschreibung, Bewertung und Vorschreiben geführt hat. Thesen stellen die wichtigsten Schritte noch einmal vor (445–448), so daß P. das Riesenmaß seiner Stoffbearbeitung knapp zugänglich macht und den Leser auch nicht in ihr ersticken läßt. Der rote Faden ist sichtbar. Auf diese Fülle an Darlegungen und der bestechenden, wie auch souverän vorgetragenen Kritik läßt sich im einzelnen nicht eingehen, nur allgemein ist auf wichtige Wegetappen dieser magistralen Studie aufmerksam zu machen.

P. klärt zuerst grundlegende Bezüge von Sprache und Wirklichkeit und stellt die realistisch-referentiellen Bedeutungstheorien vor. Sehr geglückt ist das Bild von den Stangen eines Zeltes (43), mit welchem P. die empirisch-ontologischen Minimalannahmen

semantischer Theorie verdeutlicht. Eindringlich der Abschnitt (84–91) über die Defizite verschiedener „Modelle der Bedeutungserklärung“, eine Kritik, die durchaus ab S. 38 ff. beginnt und den frühen wie späten Wittgenstein, Quine, Austin ebenso berücksichtigt wie Peirce, Kutschera und Kelsen. Der Eigenart der praktischen Sprache werden aber diese Modelle laut P. nicht gerecht (91). Welche Theorie aber kann die praktische Sprache in ihr Erklärungsmodell integrieren, ohne sie zu verfälschen (88)?

Aus den Engführungen will P. mit dem trialistischen Modell heraus helfen (84–163): Sprecher – Zeichen – Hörer, diese drei Elemente sind zu berücksichtigen (96); „Zeichen“ verweist dabei auf „Gegebenheiten“, auf eine Situation. Es sind nicht die „circumstantiae“ der scholastischen Handlungslehre gemeint, sondern das Objekt, auf das sich die Deskription bezieht. Doch wird P. bei anderer Gelegenheit auf die „Gegebenheiten“ eher im klassischen Sinne eingehen, Umstände, welche die Handlungsmöglichkeiten einengen. Ein Kapitel sichtet Theorien der Metaethik, um die Differenziertheit der Sicht auf Sprache bei Hobbes (168: „Hobbes sah also, daß in einzelnen Spracheinheiten objektiv-deskriptive und subjektiv-deskriptive [praktische] Funktionselemente verbunden sein können“) und Hume (169: es schein zum erstenmal wenigstens implizit die Unterscheidung zwischen wertender und präskriptiver Sprache auf) zu besprechen und zu kritisieren, ebenso beim Intuitionismus und Emotivismus. Beachtung ist dem Kapitel über P. H. Nowell-Smith' „pragmatischem Multifunktionalismus“ zuzuwenden (193–202). In Rudimenten finde sich bei ihm, so P. (446), „eine Berücksichtigung der trialistischen Kommunikationssituation“. Doch bleibt sein Werk „Ethics“ (1954) auch nicht vor P.s Kritik verschont.

Nachdem P. immer klarer die Unterschiede zwischen Werturteilen und Imperativen, zwischen Beschreibung und Vorschrift, zwischen Bewertung und Beschreibung herauspräparierte, ohne zu unterschlagen, daß (203) „normative (bzw. evaluative, emotive oder präskriptive) Äußerungen neben einer nichtdeskriptiven Bedeutungskomponente auch eine deskriptive aufweisen“ können, beschäftigt ihn „der Hiatus zwischen Evaluation und Präskription“ (228 bis 263), wobei er sich vor allem mit R. M. Hares „Identitätsthese“ der evaluativen und präskriptiven Sprache auseinandersetzt. Später wird P. sagen (446): „Zentraler Gesichtspunkt zur Erklärung der praktischen Sprache ist der Hiatus zwischen Deskription und Evaluation. Dabei handelt es sich um unabhängige Sprachfunktionen.“ Sodann wendet P. sich dem Trialismus und Trifunktionalismus ausdrücklich zu. Es handelt sich dabei, um ein „Grundgerüst ... zu dem weitere funktionale Teilelemente dazutreten können“ (243); die drei Elemente sind unerlässlich und ihre Zahl ist nicht reduzierbar, sie bilden die Konstitution der praktischen Sprache. Die Dreipoligkeit erlaubt Akzentsetzungen. Den Beziehungen zwischen den gleichfunktionalen und verschiedenfunktionalen Sprachäußerungen spürt P. im Folgenden nach, um sodann sich Anwendungen zuzuwenden und an ihnen die Tauglichkeit seines von ihm erarbeiteten Beziehungsnetzes zu erproben. Nur ein Beispiel (447): „Für die deontische Logik (bzw. Normlogik) hat das trifunktionale Modell die Konsequenz, daß man drei grundlegende Operatoren unterscheiden muß, einen Deskriptions-, einen Evaluations- und einen Präskriptionsoperator. Die Erlaubnis muß dabei als Deskription interpretiert werden.“

Die *Beurteilung* von P.s Arbeit hat festzustellen, daß er 1. ein wahres Compendium der zeitgenössischen Ethik einschließlich der Metaethikdiskussion erstellt hat. Es gibt fast kein Thema, das P. ausläßt und das er nicht kundig und kritisch behandelt hätte. Ein Nachschlagewerk (leider ohne Personen- und Sachindex, doch wiegt dessen Fehlen das ausführliche, detaillierte Inhaltsverzeichnis auf)! Souverän liefert P. Gründe, um Positionen in ihre Grenze zu weisen, und so verdient es P.s Arbeit, auch als Einführung und zur Urteilsbildung über die von ihm besprochenen Theorien empfohlen zu werden. Von Überblick zeugen nicht nur die Schwerpunktsetzungen (beispielsweise 43 f.), sondern auch die Einordnungen und Verknüpfungen. Unkonventionell und erfrischend zitiert P. neben Searle, Quine, Lyons, Kirchhof, Kaufmann auch Botho Strauß (82) oder Arno Schmidt (98, Anm. 37). 2. P. ist auch ein Muster an Sprachpräzision gelungen. Der sprachlichen Formulierung des Sollens steht die Sprachform der Beschreibung gegenüber (22), was ja nicht ausschließt, daß P. sich auch einer „alltagssprachlich-unspezifischen“ Ausdrucksweise bedient (29, Anm. 34), aber er weist eben den Leser jeweils dar-

auf hin. 3. Ist das Schema erst einmal erstellt, so läßt sich mit ihm arbeiten. P. tut es, manchmal vielleicht von einem etwas angestrengten Systematisierungsbemühen geleitet (etwa 427–433). P. erarbeitet eine Konzeption und prüft mit ihr andere Vorstellungen. Es ist nicht zu leugnen, daß seine Konzeption etwas taugt. Sie ist nah an den menschlichen Vollzügen angesiedelt und vermeidet gerade durch das Aufbrechen des Dualismus in eine triadische Struktur die Überfrachtung der einzelnen Pole des Dualismus oder die damit auferlegten zwangsläufigen Abgrenzungen. 4. Die Anfrage bleibt, was genau „sprachliche Grundlagen“ heißen soll, vor allem „Grundlagen“. P.s philosophischer Ansatz sucht einen Halt „im Schweben“. S. 288 gilt mir als zentrale Auskunft über P.s eigene philosophische Position: „Das hier vorgestellte materiell-strukturelle Modell vermeidet einerseits eine Zuspitzung auf einen einzigen höchsten Entscheidungs- und Begründungspunkt, und andererseits die völlige Preisgabe jeglicher materieller Begründungskraft von Äußerungen“. Oder S. 295: „Das hier vertretene materiell-strukturelle Modell versucht einen dritten Weg. Es läßt die Forderung nach Letztbegründung fallen, ohne den Gedanken einer materiellen Rechtfertigung aufzugeben. Postuliert wird ein Netz von Deskriptionen, Evaluationen und Präskriptionen, die durch mannigfaltige, multirelationale, intrafunktionale und interfunktionale Beziehungen miteinander verbunden sind“ (s. auch 332 oben und bereit 175 f., 447). Wenn von Objektivität die Rede ist, so sind Verfahren anzugeben, wie zu ihr zu gelangen ist (175). Dem philosophischen Ansatz nach besteht also Ähnlichkeit mit Georg Simmels Vorgehen etwa in der „Philosophie des Geldes“. Aber dieses „kesselförmige“ Element entdeckt P. auch in anderen Ansätzen (291), denn auch wenn man im Hinaufsteigen einer Letztbegründungsskala heteronom verfährt, ist doch diese Form der Abstützung des Imperativs beispielsweise immer von der positiven Bewertung begleitet, „entsprechenden Autoritäten in der Präskription zu folgen“ (291). – Daß P.s Ansatz immer neue Wertungen zwischen den vernetzten oder zu vernetzenden Elementen nötig macht, wird ihm als erster bewußt sein.

In den Details wird manche Wertung P.s Fragen auslösen dürfen. Die schärfere Fassung der „Gegebenheiten“, die Berücksichtigung der „circumstantiae“ ist zu wünschen etc. Aber meine Hauptanfrage richtet sich auf das Verhältnis von Trialismus und Tri-funktionalismus, also auf die Verbindung des Dreiecks Sprecher-, Hörer- und Gegebenheitsbezogenheit einerseits und der Triangel von Evaluation, Präskription und Deskription andererseits. Der Bezug klärt und bereichert, doch ist er „kompliziert“ (244) und darf nicht durch Systematisierung verschlossen werden, was P. auch vermeidet. Wenn P. wohltnicht mehr Faktoren in die Vorgänge der Beschreibung, des Befehlens und des Wertens mit einbezieht, so bleibt mir doch die Frage: Ist mehr geschehen, als ein weiteres Element in dieses Netzwerk einzubauen und mit zu vernetzen? P.s Arbeit öffnet insgesamt den Blick auf eine differenzierte Sicht des „Dualismus“ (440 ff.) und nennt Wege der Begründung. Dort, wo P.s Arbeit endet, streckt sie sich auf neue, aber auch für P.s Ansatz ganz entscheidende Probleme aus, etwa auf die Frage nach dem „Begründungsnetz, das auch intersubjektiv vertretbar sein muß“ (444), welches P. ja scharf von der „bestehenden Sozial- und Individualmoral“ absondert (noch einmal 448).

N. BRIESKORN S. J.